

BERLIN 2018





Von und mit:

Denny Bakirtzis - Berta Weidental - Robert Kühne - Nina Fischbach - Sinje Barteldres - Elly Walch
Loretta Stritzel - Dr. Christiane Dätsch - Anna Stegmann - Olivia Braun - Johannes Keitel
Charlotte Schaetzky - Maximilian Schmiel - Laura Breier - Lara Treffeisen - Isabell Jäger
Teresa Geiger - Carmen Fahlbusch - Luisa Cossu - Jenny Barton - Katariina Lahti - Franziska Groß
Marie-Therése Behr - Katharina Knop - Marie-Lena Olma

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 4

MONTAG 5

Unordnung bei den Abgeordneten? 6

“Kann man auch Bundeskanzler werden?” 7

DIENSTAG 9

Multaka 10

Das Humboldt-Forum im Dialog 13

Texte, die kein Anderer hat 15

Ein Knüppel zwischen den Beinen 16

MITTWOCH 18

Jung und Artig 19

Die Kulturstiftung der Länder 21

Die Komische Oper 22

Selam Opera 24

Von Elefantenskeletten und Scharfschützen 25

DONNERSTAG 26

Willkommen in Jerusalem 27

Ein Tunnel unter dem Eisernen Vorhang 28

Das geschriebene Wort 31

FREITAG 33

Wände zum Ende 34

Impressum 36

Vorwort

Im vergangenen Sommersemester nutzten die 23 angehenden Kulturmanger_innen des Jahrgangs 2017/2018 die milden Temperaturen des Frühlings und verließen die vertraute Umgebung der Pädagogischen Hochschule mit dem Ziel, die Bundeshauptstadt zu erkunden.

Der erste Tag war der Rolle Berlins als Hauptstadt der Kultur(-politik) gewidmet. So ging es nach der Ankunft vom Hauptbahnhof geradewegs in den Bundestag, wo ein Gespräch mit Steffen Bilger, dem Abgeordneten des Wahlkreises Ludwigsburg (CDU) sowie ein Vortrag zur „Architektur und Geschichte in Berlin“ mit anschließender Besichtigung der Bundestagskuppel geplant war.

Der zweite Tag war dem Thema „Weltkultur und Weltkunst“ gewidmet. Neben einem Besuch des Deutschen Historischen Museums durften die Ludwigsburger Studierenden auch Herrn Fanizadeh, Leiter des Feuilletons der „Tageszeitung“, zum Tagesgeschäft in der Redaktion ausfragen. Des Weiteren standen Gespräche mit Ingolf Kern, Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz in der Humboldt-Box und Jakob Turtur, Mitbegründer der Jonny Knüppel UG, auf dem Programm.

Um „Finanzierung und Transformation“ ging es am dritten Tag. So ging es in die Berlinische Galerie und die Komische Oper, wo Gespräche rund um das Thema Freundeskreise in Kultureinrichtungen geführt wurden. Zum Abschluss eines inputreichen Tages ging es dann gemeinsam in die Theateraufführung „Skelett eines Elefanten in der Wüste“ im Studio R des Gorki Theaters.

Auf dem Programm für Donnerstag stand „Vermittlung und Lobbyarbeit“. Beim Besuch des Jüdischen Museums sprachen die Studierenden des Instituts für Kulturmanagement mit Christiane Birkert, Leiterin der Besucherforschung und besichtigten die Gedenkstätte Berliner Mauer. Im Rahmen eines Zeitzeugengesprächs über die Flucht aus der DDR konnten sie sich einen Eindruck von der Vermittlungsarbeit der Gedenkstätte machen. Abschließend wurden sie im Hauses für Poesie von Mitarbeiterinnen der Einrichtung als auch von Birgit Reuß, Leiterin des Berliner Büros des Börsenverein des Deutschen Buchhandels, empfangen.

Der letzte Tag stand ganz im Zeichen der Straße. Nach einer Kieztour durch Kreuzberg, besuchten die Studierenden das Urban Nation, das als erstes Street Art Museum weltweit gilt, und besichtigten sowohl die Dauerausstellung als auch Mural-Projekte in der unmittelbaren Nähe des Museums, bevor es zurück in heimatliche Gefilde ging.

Jetzt wünschen wir gute Unterhaltung beim Lesen der Berichte!

Eure Redaktion



MONTAG

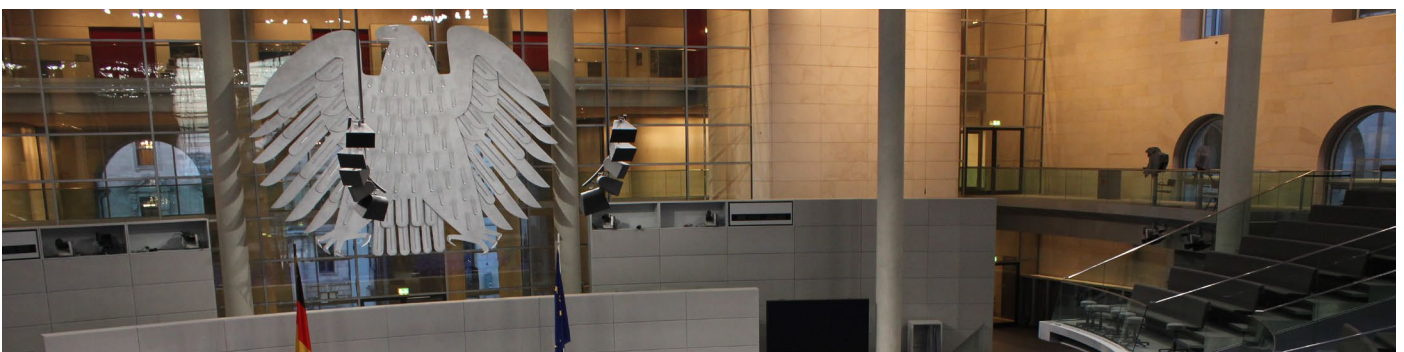
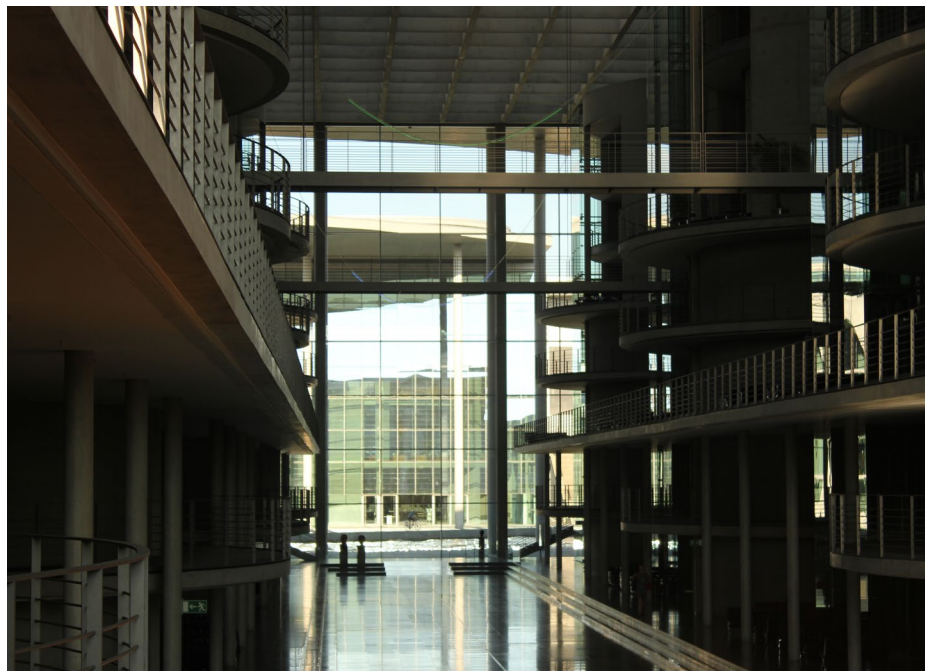
6

Die erste Begegnung

Im Bundesrat wollten wir Herrn Steffen Bilger, Mitglied des deutschen Bundestags aus dem Wahlkreis Ludwigsburg (CDU) treffen. Da er jedoch kurzfristig in seinem Amt als parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister für Verkehr und digitale Infrastruktur auf Auslandsreise gehen musste, trafen wir im Ausschusssitzungsraum auf seinen Mitarbeiter Herrn Kohl. Der Bezug zu Ludwigsburg war somit leider nicht mehr herzustellen und aus dem

angedachten Tagesthema unserer Exkursion "Kulturpolitik", wurde "Verkehrspolitik". Herr Kohl kümmert sich als Mitarbeiter von Herrn Bilger hauptsächlich um den Inhalt der Reden, die Herr Bilger halten muss und um die Organisation / Koordination der Sitzungen in den jeweiligen Sitzungswochen. Seine Arbeit beschreibt er dabei als "stressig und kurzfristig", denn die Sitzungen mit inzwischen sechs Fraktionen (früher waren es nur vier), seien sehr zeitintensiv und es sei schwer, die Tagesordnung einzuhalten. Auf die Frage, ob man als Mitarbeiter von dem CDU-ler Steffen

Bilger auch CDU-Mitglied sein müsse, antwortete Herr Kohl, dass es keine formale Vorschrift für eine Mitgliedschaft gebe, eine "gewisse Identifikation" mit der CDU jedoch vorteilhaft wäre. Er offenbarte uns, dass er als Politiker täglich erfährt, wie viel Macht die Politik hat, aber dass es eben immer lange dauert, bis die politischen Bewegungen in den Kommunen ankommen. Als Bürger hat man aber immer die Möglichkeit per E-Mail, Brief, Twitter oder über Facebook Fragen zu stellen, die in der Regel innerhalb von 2 Wochen beantwortet werden.



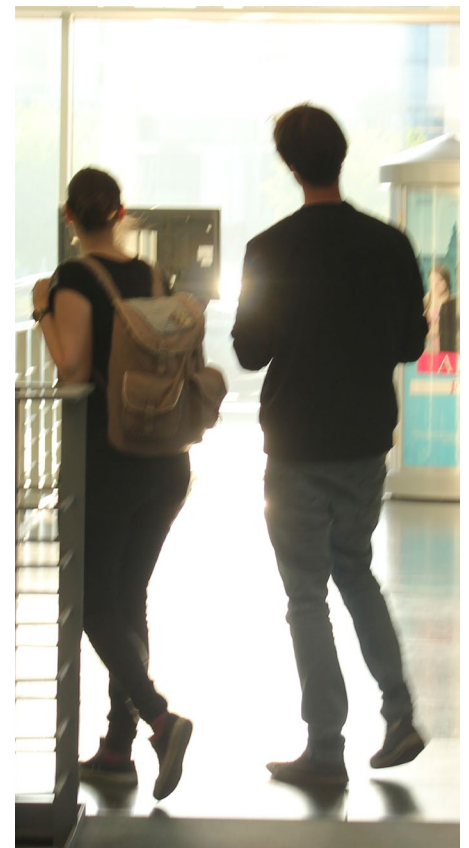
“Kann man auch Bundeskanzler werden?”

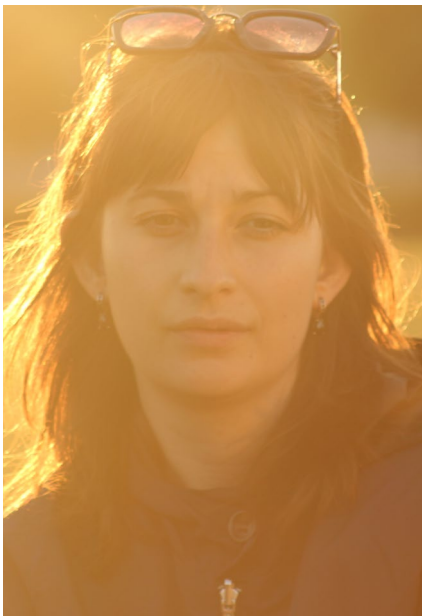
Nach unserem Gespräch mit Herrn Kohl stärkten wir uns im Berlin Pavillon, einem Imbiss gegenüber des Reichstagsgebäudes. Dort genossen wir die ersten Berliner Bouletten und Currywürste. Nachdem wir beinahe von Spatzen und Eichhörnchen angegriffen worden wären, die sich im Biergarten des Imbisses wie Zuhause fühlten, ging es weiter mit unserem Programm.

Gemeinsam mit vielen Schulklassen besuchten wir den Vortrag über „Architektur und Geschichte“ des Reichstagsgebäudes, der auf der Besuchertribüne des Plenumssaals stattfand. Der Vortrag wurde von einem Mann aus der Verwaltung des Bundestags gehalten. Inhaltlich war der Vortrag gegliedert in allgemeines zum deutschen Wahlsystem, geschichtliches sowie archi-

tektonisches. Im ersten Teil des Vortrags erfuhren wir, dass derzeit 709 Abgeordnete aus 299 Wahlkreisen im Bundestag sitzen. Mit der Einführung des Wahlrechts für Frauen 1918 waren 1919 zum ersten Mal Frauen im Bundestag vertreten. Mit Marie Juchacz ging am 19. Februar 1919 die erste Frau ans Rednerpult. Heute beträgt der Frauenanteil der Abgeordneten ca. 30,9 %. Im Vortrag wurde auch auf die Sitzplatzordnung der Abgeordneten und ihren Parteien eingegangen. Auch Informationen zu verschiedenen Objekten im Plenarsaal wurden erklärt. So erfuhren wir zum Beispiel, dass die Auswahl der Stuhlfarbe (blau) hauptsächlich wegen des Kontrasts für TV Auftritte gewählt wurde oder dass der Bundesadler, der im Plenarsaal hängt, ca. 50 % größer ist als sein Vorgänger aus Bonn. Die „fette Henne“, so der Vortragende, besteht aus Sandstrahlaluminium, ist 6x8 Meter groß und wiegt 2,5 Tonnen.

Der Vortrag wurde mit vielen Anekdoten und Witzen des Vortragenden geschmückt, die allerdings von den wenigsten Schüler_innen verstanden wurden. So hatte unsere Gruppe ihren Spaß und verdrehte bei der einen oder anderen Anmerkung die Augen.







DIENSTAG

Multaka

Der Dienstag begann für uns im glasüberdachten Zeughaushof („Schlüterhof“) des Deutschen Historischen Museums, in welchem regelmäßig zahlreiche Veranstaltungen wie Empfänge und Ausstellungseröffnungen stattfinden und in dem bis zu 700 Gäste Platz finden können. Brigitte Vogel-Janotta, Leiterin der Bildungs- und Vermittlungsabteilung des DHM, stand uns zu einem Gespräch zur Verfügung. Grund unseres Besuches war neben dem kurzen Besuch der Ausstellung vor allem, mehr über das Projekt „Multaka“ zu erfahren. Bei „Multaka“ handelt es sich um ein Pilotprojekt der Staatlichen Museen zu Berlin und des Deutschen Historischen Museums. Auf der Homepage des DHM heißt es dazu:

„Insgesamt 19 Geflüchtete aus Syrien und dem Irak wurden als Museums-Guides fortgebildet, um Landsleute in ihrer Muttersprache durch das Pergamonmuseum, das Bode-Museum und das Deutsche Historische Museum führen zu können. Der Titel des Projekts ist programmatisch [...] und] steht für den Austausch verschiedener kultureller und historischer Erfahrungen.“

Das Deutsche Historische Museum will den Flüchtlingen eine Annäherung an die deutsche Kultur und Geschichte mitsamt



ihrer Krisen und Erneuerungsbewegungen ermöglichen. Vor allem die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, mit dem sich anschließenden Wiederaufbau steht im Zentrum der Führungen. Jeden 1., 2. und 3. Mittwoch im Monat führen die syrischen Guides in deutscher und arabischer Sprache, jeden 4. Mittwoch in englischer und arabischer Sprache. Die arabischen Multaka-Führungen finden jeden Mittwoch und Samstag um 15 Uhr statt.“

Die Idee zu „Multaka“ (<https://multaka.de/>) entstand auf dem Höhepunkt der Ankunft von Geflüchteten 2015/16, als sich die Initiator_innen darüber Gedanken machten, dass die Betroffenen ihre Ankunftszeit

oft nur mit Warten verbringen mussten: Warten auf Bescheide vom Sozialamt oder der Flüchtlingshilfe, etc. Warum sollten sie sich diese Zeit nicht im Museum vertreiben? Weg aus dem tristen Alltag und hin zu einer – gerne auch aktiven – Teilnahme am Museumsleben.

Das Interesse an der aktiven Teilnahme im Museum bei der Geflüchteten Geflüchteten führen sollten war enorm, viele Bewerbungen wurden eingereicht. Nach der Auswahl der angehenden Guides, durften diese sich aussuchen, wo sie gerne Führungen abhalten wollten. Zur Überraschung waren die jungen Leute eher am DHM als beispielsweise am Islamischen Museum interessiert. Das DHM

schulte sie also und entwickelte Führungskonzepte für die Ausstellung. Bei dem gesamten Projekt handelt es sich, wie Frau Vogel-Janotta uns näher brachte, um eine große Vertrauensangelegenheit. Schließlich ist den Guides überlassen, was sie gerne hervorheben möchten, wo sie gerne Station machen und stehen bleiben und: Sie sprechen auf arabisch und sind somit für die Beauftragten für Bildung und Vermittlung „nicht

zu kontrollieren“. Dennoch geht das Konzept auf. Das zeigt das Beispiel eines jungen Syrers, der aus großem Interesse mit seinen Gruppen regelmäßig vor einer Abbildung Luthers halt macht. Dort erklärt er die Hintergründe der Spaltung der Kirche, die Sichtweisen der katholischen und der protestantischen Glaubenslehre und die Ähnlichkeit dieser Thematik zur Thematik der Beziehung zwischen Sunniten und Schiiten.

Damit regt er Muslime seines Kulturkreises zum Reflektieren und – hin und wieder auch mal lautstarken – Diskutieren über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten innerhalb des eigenen Kulturkreises sowie zur westlichen Kultur im Allgemeinen und zur deutschen Kultur im Speziellen an und macht sich somit – in zwei Richtungen – zum kulturellen Vermittler.





Das Humboldt-Forum im Dialog

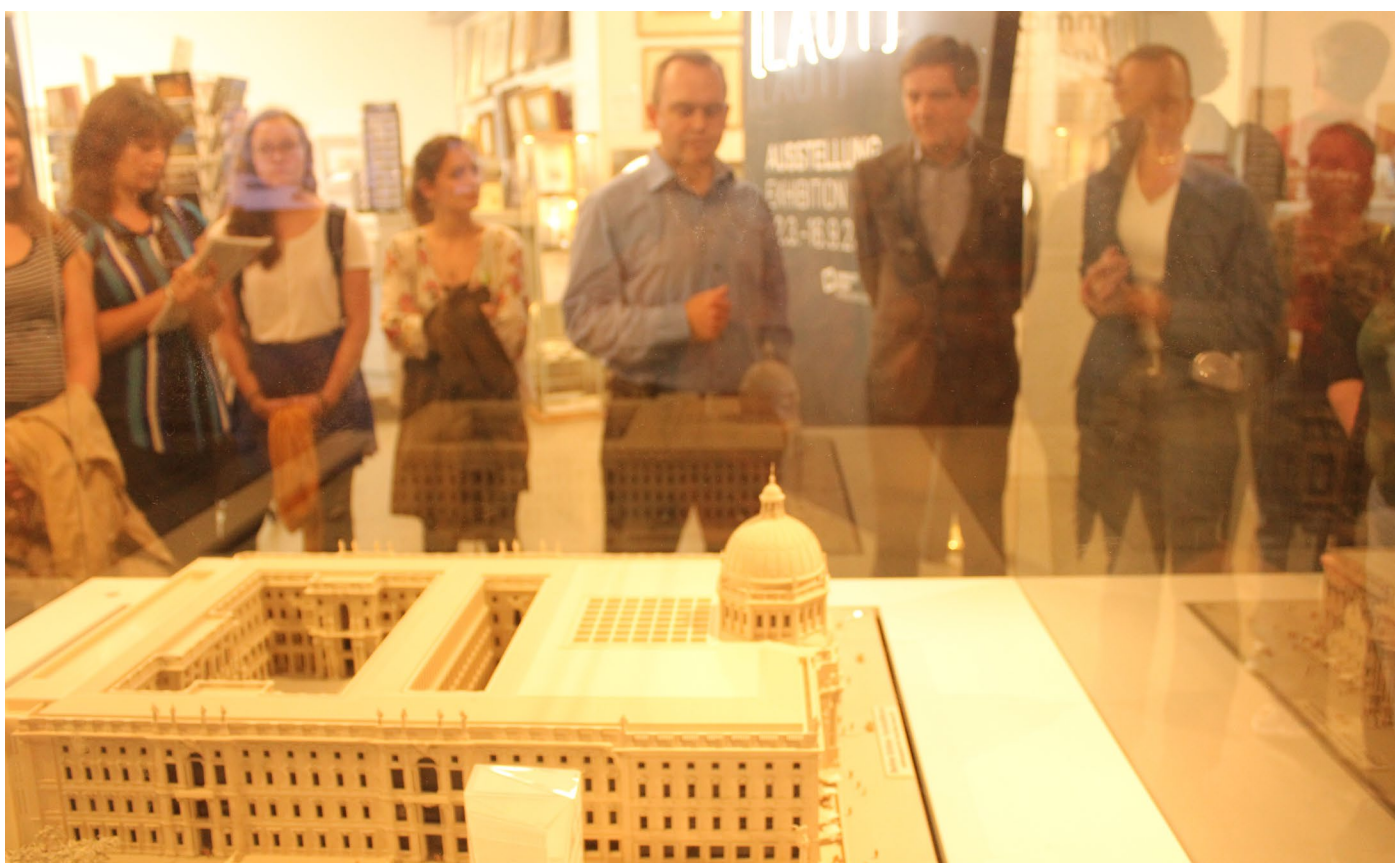
Nach der Mittagspause ging es schnell weiter zur Humboldt Box, dem Informationszentrum rund um das Humboldt Forum. Dort trafen wir zunächst auf Herrn MÜCHLER, der den Umbau des Humboldt Forums betreut und uns einige Details rund um die Renovierung erzählte.

Durch einen Mix aus historischer und moderner Architektur soll eine Rekonstruktion des Berliner Schlosses erreicht werden. Die Erwartungen an das Projekt sind groß und die Meinungen über das Schloss und seine Renovierung spalten sich. Es ist eine dauerhafte Krisenkommunikation notwendig, da die Realisierung des Umbaus

sehr teuer ist und der Nutzen umstritten. Immer wieder wird die koloniale Erblast des Projekts kritisiert, dabei stehen vor allem die Rekonstruktion des Schlosses und die Sammlungsbestände aus kolonialen Kontexten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz im Fokus der Diskussion.

In einem anschließenden Gespräch äußerte sich Herr Kern der Leiter für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zu dieser Debatte. Die Stiftung biete durch die vielseitigen Vernetzungsmöglichkeiten viele Chancen und Organisationspotenziale so Herr Kern. Sie sei dazu da, übergreifende Themen zu betreuen, für Vernetzung und Kooperationen zu sorgen

und große Forschungsprojekte durchzuführen. Um dies alles umzusetzen, werden, laut Herr Kern, 35%-40% der Arbeitszeit in der PR-Abteilung verwendet. Da aber in der Tat auch die gesellschaftliche Verantwortung des Humboldt Forums im Fokus der Arbeit von Herr Kern steht, widmet er sich schon seit 10 Jahren der Provenienzforschung. Dabei steht der Dialog mit den Herkunftsländern der entsprechenden Kunstwerke im Vordergrund. „Rückgabe kann eine Möglichkeit sein Dinge wieder Gut zu machen. Eine andere Möglichkeit ist die Gemeinsame Erforschung und das digitale Zugänglichmachen.“ So Herr Kern. Es gehe bei der Provenienzforschung um das gemeinsame Erforschen der Objekte bzw. um den Austausch



von Wissen zwischen Ländern deshalb brauche es, um die Rolle des deutschen Kolonialismus zu klären, sehr viel politische Unterstützung. Damit sich die Kritiker und die Diskussionen um den Nutzen des umgebauten Schlosses beruhigen sowie das „verstaubte Image“ des Humboldtforums gewandelt werden kann, muss sich das Projekt erst einmal am Besucher beweisen. Diesen neuen Markenbildungsprozess will Herr Kern durch eine proaktive

PR-Strategie begleiten. Die geplanten Maßnahmen sollen die Niederschwelligkeit, die durch den geplanten freien Eintritt zum Humboldtforum gegeben ist, betonen sowie das Forum als Treffpunkt und kulturelle Mitte zum Wohlfühlen positionieren. Zudem sollen Bezüge zwischen den Besuchen und den Objekten hervorgehoben werden, um den Objekten mehr Relevanz und Bedeutung zu verleihen. Aber vor allem soll Lust auf das Haus gemacht werden.



Texte, die kein Anderer hat

Am Nachmittag hatten wir ein Gespräch mit Andreas Fanizadeh, Leiter des Feuilletons der taz. Die Berliner Tageszeitung informiert nicht nur über das Geschehen in der Hauptstadt, sondern behandelt darüber hinaus Themen aus ganz Deutschland und der Welt. Als Genossenschaft organisiert, hat sie sich dem Grundsatz der Nachhaltigkeit und des Anti-Konsums verschrieben. Durch diese Gesellschaftsform kann eine alternative Finanzierungsweise Anwendung finden und somit die Finanzierung über geschaltete Anzeigen (Werbung) umgangen werden. Gehälter können durch die Genossenschaftsanteile allerdings nicht gedeckt werden, sondern werden über Abonnements finanziert, welche laut Fanizadeh jedoch stetig abnehmen. Der Leiter des Feuilletons würde daher Anzeigen für nachhaltige Themen begrüßen, damit die taz finan-

ziell und somit auch qualitativ besser aufgestellt wäre: "Man kann ja eine gewisse Produktionsweise ablehnen, aber doch nicht Produkte generell." Denn die finanziell angespannte Lage führe bei der taz zu einer hohen Fluktuation gut ausgebildeter Journalist_innen.

Der Strategie "Checks-and-Balances" folgend, sei die taz laut Fanizadeh weniger hierarchisch strukturiert als andere Redaktionen. Mit sieben Redakteur_innen für sechs Zeitungen pro Woche und eine Wochenzeitung, ist die taz recht klein aufgestellt, weshalb viele der Texte eingekauft werden, beispielsweise von HR-Kulturkritiker_innen. Für den Bereich Kultur kann die taz sich laut Fanizadeh keine festangestellten Autor_innen leisten. Als Herausforderung an den Pressebetrieb nennt er das Bedienen der drei verschiedenen Publikationsformen, die sich hinsichtlich ihrer Geschwindigkeit unterscheiden: das schnelle digitale Angebot, die gedruckte Tages-

zeitung, die täglich produziert und tagesaktuell sein muss sowie der Magazinjournalismus, welcher detaillierteres Hintergrundwissen und längere Recherchezeit benötigt.

Die politische Linie der taz im Bereich Kultur beschreibt Fanizadeh als pluralistischer und weniger autoritär als früher. Als Tipp für uns als zukünftige Kulturmanager_innen gab er uns mit auf den Weg, die zu präsentierenden Inhalte vorab gut aufbereitet zu haben, eine_n Ansprechpartner_in für informative Hintergrundgespräche zur Verfügung zu stellen, Journalist_innen gezielt zu Highlights/Events einzuladen und somit die Journalist_innen für sich zu gewinnen. Laut Fanizadeh sollte eine negative Berichterstattung nicht gleich dazu führen, jene verantwortliche Journalist_innen nicht nochmals zu Presseveranstaltungen der Kulturinstitution einzuladen. Dies sei unprofessionell und spreche für eine schlechte Pressearbeit.



Ein Knüppel zwischen den Beinen

Der letzte Programmpunkt am Dienstagabend führte uns miten auf das Gelände einer alten Autowerkstatt auf der Lohmühleninsel in Berlin-Kreuzberg. Dort entstand 2015 die Kunst- und Kulturstätte Jonny Knüppel.

Wir sprachen mit Jakob Turtur, einem der Gründer von Jonny Knüppel, über die Herausforderungen einer Kulturstätte in Berlin und dessen Erhaltung. Turtur hatte die Vision, mit Jonny Knüppel einen Ort der Kultur und Begegnung in Berlin-Kreuzberg zu schaffen. Hauptziel des Gründerkollektivs aus Kulturschaffenden war es, laut Turtur, sich gegen die Gentrifizierung Berlins zu wehren und einen Ort der Gemeinschaft, des Zusammenkommens und des Mitgestaltens zu schaffen.

Eine große Herausforderung bestand für das Kollektiv darin, Gelder von der Stadt für die Kulturstätte zu generieren. Obwohl Jonny Knüppel hohe Besucherzahlen verbuchen konnte, reichten die Einnahmen aus Eintrittsgeldern und Getränken meist nur für die Miete. Die meisten Mitarbeitende sowie das Kollektiv mussten Hartz IV beziehen.

Trotz der geringen Einnahmen fanden drei Jahre lang Lesungen und Veranstaltungen im Club und auf dem Gelände

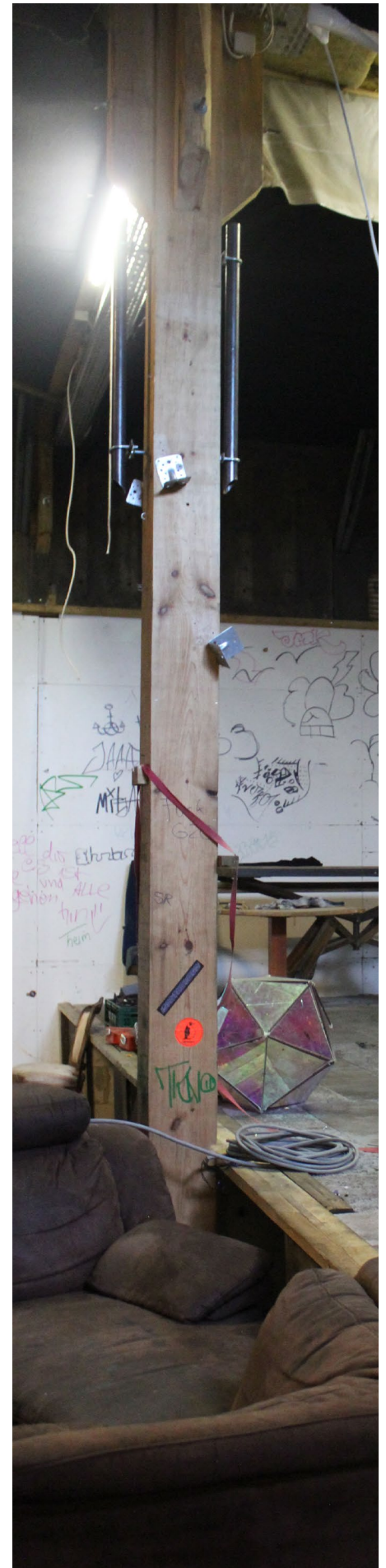
statt. Von Galerieausstellungen bis hin zu Konzerten, wurde der Raum von vielen Berliner_innen besucht.

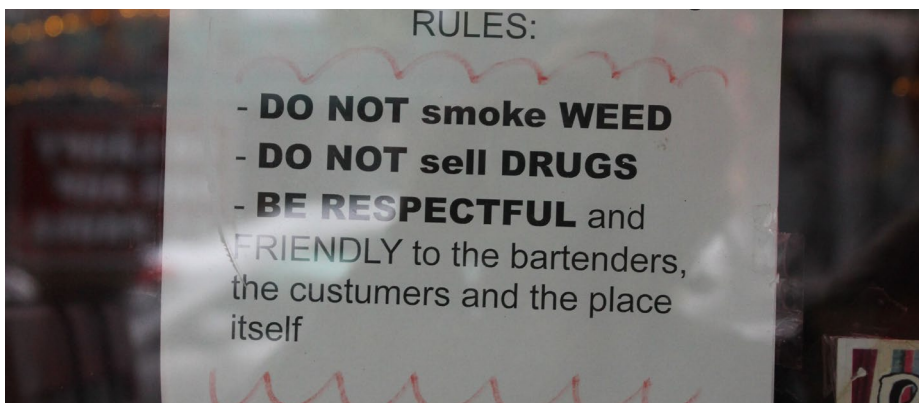
Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs stand fest, dass Jonny Knüppel geschlossen werden musste. Grund dafür war der auslaufende Mietvertrag, der nicht verlängert wurde. Auf dem Gelände sollten stattdessen neue Wohnungen gebaut werden.

Trotz vieler Bemühungen die Schließung des Clubs zu verhindern, wie beispielsweise durch den Einfluss des Vereins Clubkommission Berlin e.V., der sich für Kunst, Kultur und Clubs in Berlin einsetzt, musste das Kollektiv Ende Mai 2018 das Gelände verlassen.

Turtur kritisierte an der Politik, zu viel Geld und Zeit für neuen Wohnungsbau auszugeben und sich zu wenig mit dem Berliner Stadtleben zu beschäftigen.

Obwohl Jonny Knüppel letztlich geschlossen werden musste, sieht Turtur darin nicht das Ende seiner Vision. Er gab uns den Rat, sich trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die in der Kultur- und Kreativwirtschaft aufkommen können, nicht abzuschrecken zu lassen und an der eigenen Vision festzuhalten. Es gebe viele Wege, sein Ziel zu erreichen.







MITTWOCH

Jung und Artig

Der Tag begann mit dem Besuch der Berlinischen Galerie, wo wir von Frau Andres, der Leiterin des Fachbereichs „Kommunikation und Bildung“, und Frau Faller, der Verantwortlichen für den jungen Freundeskreis „Jung und Artig“, begrüßt wurden.

Das Museum für moderne Kunst in der ehemaligen Glaslagerhalle konnte seit seiner Öffnung in Kreuzberg im Jahr 2004 insgesamt 1.754.903 Besucher*innen verzeichnen. Bei der Berlinischen Galerie handelt es sich, wie wir vor Ort erfuhren, um ein Museum ohne Ausstellungsetat. Die Ausstellungen, zumeist handelt es sich um Fotoausstellungen, werden allein aus den Mitteln des Fördervereins finanziert.

Frau Andres erzählte uns, dass mit der Leitung durch Dr. Thomas Köhler 2010 eine Strukturänderung Einzug hielt, die besagten Förderverein betraf. Dieser gehört seither zur Kommunikationsabteilung, ist mit einer Stelle im Haus vertreten und zählt 1.500 Mitglieder und 19 Firmenmitglieder wie die Sparkasse, die Volksbank oder auch die Siemens AG. Zu den Vorteilen einer Mitgliedschaft zählt der freie Eintritt in die Berlinische Galerie und in befreundete Museen wie das Jüdische Museum. Zudem erhalten Mitglieder beispielsweise Zutritt zu besonderen Veranstaltungen und Sneak Peaks, sowie Angebote zu Tagesausflügen und Kunstreisen.

Frau Faller erzählte uns anschließend etwas über den jungen Freundeskreis „Jung und Artig“, der sich an Unter 30-Jäh-

rige richtet, derzeit 117 Mitglieder zwischen 18 und 30 Jahren zählt und nicht wie bei anderen Institutionen vom „klassischen“ Förderverein abgegrenzt, sondern Teil desselben ist. Um die Niedrigschwelligkeit zu sichern, beträgt der Mitgliedsbeitrag hier nur 30 € pro Jahr. Das Konzept von „Jung und Artig“ ist nicht an einem mäzenatischen Schwerpunkt orientiert, sondern trägt einen „Community“-Gedanken in sich. Ein Mitglied hat hier nicht nur alle Vorteile des „klassischen“ Freundeskreises, sondern kann z.B. auch an zwei speziellen Veranstaltungen pro Monat teilnehmen. Vom Besuch des Chefredators bei dessen Arbeit über Kuratorenführungen oder „Art after Work“ bis zum Besuch der Kreativszene oder der Oper zum Kinopreis ist einiges geboten, um als Teil einer jungen Community auch



hinter den Kulissen in die Berliner Kunstszene einzutauchen. Frau Faller berichtete uns von ihrer Vorgehensweise zur Akquisition von neuen Mitgliedern: Immer zu Semesterbeginn wird der junge Freundeskreis an allen Universitäten in Berlin präsentiert, auch Facebook wird als Kommunikationskanal genutzt. Dazu kommen natürlich persönliche Empfehlungen durch die schon geworbenen Mitglieder und ein Imagevideo.

Ein großes Problem mit dem sich der Förderverein jedoch konfrontiert sieht ist der Service-Gedanke, den heutige Generationen haben. So verwies Frau Andres auf den zunehmenden „Nehmer-Charakter“. Immer mehr werde von den

Interessierten gefragt, was man denn „für sein Geld“ bekomme, obwohl das bei einem tatsächlichen Interesse am Gegenstand – hier der Förderung der Kunst und der Unterstützung eines Kunstmuseums – gar nicht die Frage sein sollte. Besagtes „Angebots-Denken“ sei jedoch durch die Werbung und die Wirtschaft im Allgemeinen gekommen.

Über diese und andere Gedanken kann sich „Jung und Artig“ im Netzwerk „Junge Kulturvereine Berlin“ austauschen, welches ins Leben gerufen wurde, um junge Freundeskreise zusammenzubringen. So ist ein Austausch über Erfahrungen, Fortschritte und Herausforderungen möglich.

Auf Bundesebene erfolgt dies mit der Bundesinitiative „Junge Freunde Kunstmuseen“ mit einer Kooperation zwischen jungen Freundeskreisen mit Besuchen und Gegenbesuchen und dem Bestreben junge Interessierte auch bei einem Umzug innerhalb Deutschlands über das Netzwerk gleich dazu bewegen zu können, am neuen Wohnort in einen Freundeskreis der Kooperationspartner einzutreten.



Die Kulturstiftung der Länder

In der Berlinischen Galerie trafen wir auch auf Prof. Dr. Frank Druffner, der seit 2015 stellvertretender Generalsekretär der Kulturstiftung der Länder ist. Zu Beginn berichtete er von der Gründung der Kulturstiftung der Länder im Jahr 1988 als Konsequenz auf die spektakuläre Auktion des Evangeliums Heinrichs des Löwen in London. Da diese Kostbarkeit der deutschen Buchkunst für einen hohen Preis innerhalb kürzester Zeit ersteigert werden sollte, kam die Frage auf, inwiefern Deutschland mit Hilfe der öffentlichen Hand künftig seine Kunstgüter schnell und effizient schützen könne. Inzwischen zählt die Stiftung rund 30 Mitarbeiter_innen.

Sie besteht aus drei Organen: dem Vorstand, einem Kuratorium und dem Stiftungsrat. Das Kuratorium ist ein Gremium aus Sachverständigen und Förderern, welches alle Förderanträge über 100.000 € diskutiert und anschließend dem Stiftungsrat Empfehlungen ausspricht. Der Stiftungsrat wiederum setzt sich aus den für Kultur zuständigen Minister_innen und Staatssekretär_innen der 16 Länder zusammen und entscheidet über die Förderungen. Der Vorstand, der die Beschlüsse des Stiftungsrates vorbereitet und ausführt, besteht aus dem Generalsekretär und seinem Stell-

vertreter. Neben den genannten Pflichten fallen Anträge mit einer Fördersumme von bis zu 100.000 € in seinen Verantwortungsbereich. Von den 60 bis 80 jährlich eingehenden Anträgen werden ca. 85% bewilligt. Generell gilt, dass maximal ein Drittel der Projektsumme gefördert wird.

Finanziert wird die Kulturstiftung von den 16 Bundesländern, die jährlich ca. 10 Mio. € in die Stiftung einzahlen, wovon 6 Mio. € in die Förderung fließen. Gemäß des Königsteiner Schlüssels, dem Instrument des Büros der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz, das zur Berechnung der Finanzierungsanteile bei gemeinsamen Projekten der Länder dient, entfallen auf Nordrhein-Westfalen beispielsweise 21% des Gesamtetats, während Bremen mit nur 0,9% des Gesamtetats eine deutlich niedrigere Summe einbringt.

Als zentrale Aufgabenbereiche stellte uns Prof. Dr. Duffner die Erwerbungs-, Restaurierungs- und Ausstellungsförderung vor: Bei ersterer geht es darum, Museen, Bibliotheken und Archive bei der Anschaffung national bedeutender Kunstgüter finanziell zu unterstützen, um sie öffentlich zugänglich zu machen. Dafür stellt die Stiftung Mitarbeiter_innen zur Verfügung, die den Wert der Güter schätzen, auf dessen Basis dann verhandelt oder auf Auktionen



agiert wird. Auch das Thema Provenienz spielt laut Druffner hierbei eine wichtige Rolle: um den Erwerb von Raubkunst zu vermeiden, sind antragstellende Häuser dazu aufgerufen, vorab tiefgehende Recherchen hinsichtlich der Herkunft des Kulturgutes zu betreiben, wobei das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg (DZK) unterstützend zur Sei-

te steht. Wesentliche Kriterien, nach denen die Stiftung ihre Fördermittel vergibt, sind die garantierte Qualität des Kunstgegenstands, eine bestehende Beziehung zur Sammlung der Kultureinrichtung, sowie eine gerechte Verteilung unter den Ländern. So hat das Saarland mit seiner geringen Anzahl an Museen beispielsweise gute Förderchancen. Bei der Restau-

rierungsförderung geht es um das Bewahren regionaler und überregionaler Kulturgüter in öffentlichen deutschen Museen, um unter anderem Werke aus den Depots wieder öffentlich zugänglich zu machen. Mit einem Gesamtbudget von rund 500.000 € fördert die Kulturstiftung der Länder Ausstellungen mit herausragender Bedeutung. Vor dem Hintergrund stetig steigender Personal- und Energiekosten und gleichzeitiger Konstanz des Etats, können öffentliche, sammelnde Einrichtungen laut Druffner kaum noch ihren Kernaufgaben (Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln) nachkommen, weshalb die Arbeit der Kulturstiftung der Länder stets an Relevanz gewinnt.



Die Komische Oper

Am Nachmittag besuchten wir die Komische Oper. Sie ist eines der drei Opernhäuser in Berlin und feiert in diesem Jahr ihren 70. Geburtstag. Ihren historischen Charme konnte sie sich über die Jahre hinweg beibehalten, da ihr großer Opernsaal von den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg verschont blieb. Als deklariertes Musiktheater liegt ihr Fokus mit 50 zu 50 Prozent zu gleichen Maßen auf Theater und Musik. Mit dem Motto "Eine für alle" hat sich die Komische Oper der Interkulturalität und Öffnung hin zu breiten Bevölkerungs-

schichten verschrieben. Ein Beispiel für die Umsetzung dieser Devise ist das Fundraising-Projekt "Sprachpatenschaft", durch welches Übersetzungsanlagen für die Sprachen Deutsch, Englisch, Türkisch und Französisch in allen Sitzen installiert werden konnten. Dies ermöglicht die Ansprache eines internationalen Publikums. Eine weitere Besonderheit im Sinne des Barriereabbaus ist die Tatsache, dass die Ticketpreise 100 Euro nicht überschreiten, was die Komische Oper als nicht elitäres Haus ausmacht. So kann sie sich einer Besucher_innenauslastung von über 90 Prozent erfreuen und dies obwohl es sich

bei der Komischen Oper um ein Ensembletheater handelt, was bedeutet, dass keine externen Künstler_innen bzw. Stars eingekauft werden. Zudem ist das Publikum von einer besonderen Diversität. Während sich das Publikum der Komischen Oper auf den ersten Blick kaum von anderen Häusern unterscheidet - es ist überwiegend weiblich -, fällt bei genauerer Betrachtung auf, dass ein überraschend hoher Anteil der Besucher migrantischen Hintergrund aufweist oder zum ersten Mal zu Gast ist, nämlich 10 respektive 25 Prozent. Die Aufgabe unserer Gesprächspartnerin Irmtraud Michels besteht zum

einen in der Pflege und dem Ausbau des Förderkreises der Komischen Oper und umfasst andererseits die Bereiche Fundraising und Sponsoring. Die Abteilung Development, in der sie arbeitet, hat insgesamt vier Stellen inne. Außerdem wird auf eine enge Zusammenarbeit mit der Geschäftsleitung großen Wert gelegt. Somit werden bei einem Gesamtbudget von 37 Mio. Euro rund 1 Mio. Euro an Drittmitteln pro Jahr akquiriert, ohne welche bestimmte Projekte nicht möglich wären. Der Förderkreis der Komischen Oper ist ein eingetragener Verein, der sich aus 1.200 Mitgliedern

zusammensetzt, wobei die Mitgliederjahresbeiträge zwischen 40 Euro (für Junge Freunde) und 10.500 Euro (als sogenannte "Kurator_innen") liegen. Neben der Möglichkeit, den Mitgliedsbeitrag steuerlich abzusetzen, sind weitere Anreize beispielsweise der Erhalt einer FörderCard (25 Prozent Rabatt auf den Eintrittspreis), Probenbesuche, Hintergrundgespräche, Exkursionen, Premierenempfänge, Abendessen mit dem Intendanten und Künstler_innen, sowie namentliche Nennungen. Eine weitere Besonderheit ist der Club 45 für alle bis 45-Jährigen und Junggebliebenen, die Lust

auf Oper, Drinks, den Austausch mit anderen Opernfreunden und exklusive Events haben. Arbeitsgebiete der Abteilung Development betreffen

- Kommunikation
- Eventmanagement
- Verwaltung
- Organisation
- Beitragsverwaltung
- Spendenmanagement

Zur Unterstützung der Abteilung gibt es ein Team von 25 Ehrenamtlichen, die abends über den Förderverein informieren und an Freunde-werben-Freunde-Aktionen teilnehmen.



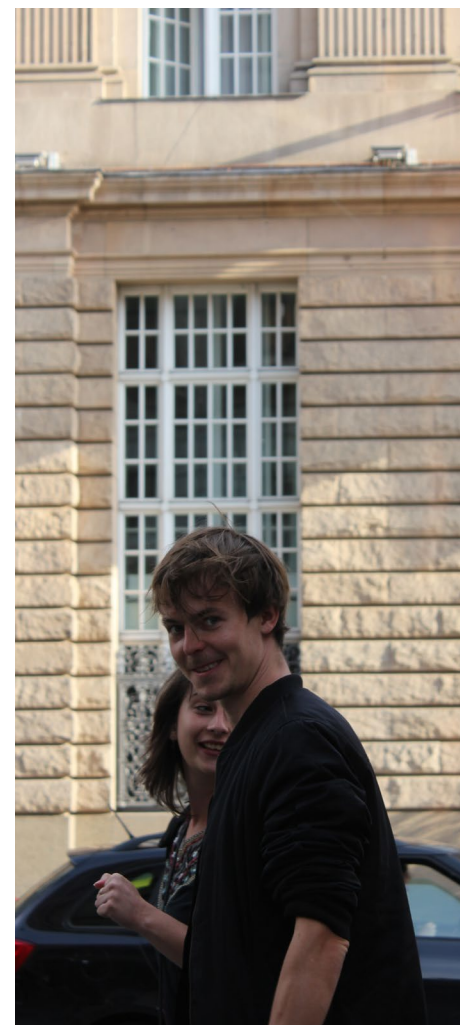
Selam Opera

Anschließend stellten uns Oliver Brandt und Mustafa Akça das interkulturelle Projekt "Selam Opera!" vor, welches 2011 zunächst als Experiment ins Leben gerufen wurde und seitdem für große Begeisterung sorgt. Sein Ziel ist es, einen Dialog zwischen Stadtgesellschaft und Oper zu schaffen und somit langfristig das Netzwerk zu den Bürger_innen der Stadt und die Kultur des Zusammenlebens zu stärken.

Ein Teil des Projektes waren die bereits erwähnten Übersetzungsanlagen in den Sitzen. Als Multiplikator_innen wirk-

ten Taxifahrer, denen zwei Tickets zum Preis von einem angeboten wurde. Einen weiteren Baustein des Projektes ist das "Opern-Dolmus", wodurch interkulturelles, insbesondere türkischstämmiges Publikum für die Oper begeistert werden soll. Indem es die Künstler_innen zum Publikum bringt, werden damit neue Zugänge geschaffen. Da es die Initiatoren als schwierig betrachten, die Oper, als traditionell westliche Kunstform, erwachsenen Migrant_innen näher zu bringen, wurde als weitere Maßnahme ein interkultureller Kinderchor gegründet. Mustafa Akça betonte dabei die große Heraus-

forderung, politische Belange aus dem Projekt herauszuhalten, sodass beispielsweise auch kurdische und türkische Menschen trotz politischer Unstimmigkeiten zusammenkommen und gemeinsam Oper erleben. Das Projekt "Selam Opera" umfasst 2 Vollzeitstellen, welche stark mit den Abteilungen Kommunikation, Marketing und Dramaturgie verankert sind. Seit Beginn des Projektes sei laut Akça und Brandt außerdem ein höherer Mitarbeiter_innenanteil mit Migrationshintergrund (von 6 Prozent auf 10 Prozent) an der Komischen Oper zu verzeichnen.



Von Elefantenskeletten und Scharfschützen

Zum Abschluss des Tages ging es zum Maxim Gorki Theater, wo wir zunächst einmal ein Gespräch über die neue Ausrichtung des Theaters mit Esra Küçük, der Leiterin des Gorki Forums führten. Das Maxim Gorki Theater positioniert sich als politisches Theater mit Fokus auf Veränderungen in der Gesellschaft und versucht durch Integration eine möglichst breite und aktive kulturelle Teilhabe für alle Gesellschaftsschichten der von Migration geprägten Stadt Berlin anzuregen. Dabei beschäftigt es sich sehr mit der Grauzone zwischen Biografie und Schauspiel, indem viele biografische Elemente in die Stücke integriert werden und wirft dabei kunsttheoretische Fragen auf wie, „Was ist ein Schauspieler?“, „Was ist ein Performer?“. Das Ziel ist es einen „Safe Space“ zu kreieren, in dem Stücke entstehen können, für die dann ein entsprechendes Publikum gefunden wird. Dafür bietet das Maxim Gorki Theater drei neuartige Formate: Das Gorki Forum, das Gorki X und das Studio R. Das Gorki Forum steht dabei für einen Ort, der aktuelle Debatten fördert und neuartige Formate wie zum Beispiel den Migranten Sommer entstehen lässt. So soll, laut Esra Küçük, ein bewusster Gegenpol zum Humboldtforum entstehen, wo Themen ange-

sprochen werden, die das Humboldt Forum nicht anspricht und Leute aus verschiedenen Gesellschaftsschichten zum Mitreden einladen werden. Das Gorki X konzentriert sich stark auf Theatervermittlung. Dort entstehen Stücke von Laien in einem professionellen Rahmen. Dabei werden die Stoffe für Inszenierungen selber entwickelt indem biografische Erlebnisse der Schauspieler bzw. Performer miteinbezogen werden. Es gehe bei dem Prozess darum Stoffe über Menschen mit Menschen zusammen zu entwickeln, so Esra Küçük. Das Studio R fokussiert sich auf die Suche nach einer neuen Ästhetik. Dort werden postmigrantische Themen von verschiedenen Menschen, die gesellschaftlichen Wandel erleben, thematisiert. Im Fokus stehen dabei neue Visionen und die Entdeckung und Förderung von andersdenkendem künstlerischem Nachwuchs für die Zukunft. Aus dem Studio R kam auch das Stück „Skelett eines Elefanten in der Wüste“, mit dem wir unseren Besuch im Maxim Gorki Theater abschließen dürften. Die Inszenierung wurde von einem Exil Ensemble entwickelt und aufgeführt. Das Stück entstand dabei von geflüchteten Autoren in einer Schreibwerkstatt. Es behandelte das Thema Militarismus und begann mit einem Gang in die Finsternis. Wir als Zuschauer bewegten uns durch schmale, dunkle Gänge, in denen nach einiger Zeit der erste Bericht

eines Mordes zu hören war: „Ich habe den blinden Wunsch zu töten! Meine Freundin war die letzte, die ich tötete.“ Nach dem wir uns dann auf Holzbänke links und rechts am Bühnenrand, der sehr engen Bühne gesetzt hatten, dürften wir hautnah erleben, wie die Protagonisten - ein Kriegsphotograf, eine Zirkusartistin, ein Scharfschütze und eine Krankenschwester - in erschreckenden Berichten und aneinandergereihten Monologen auf Deutsch und Arabisch vom Töten und mit dem Tod leben erzählten und dabei mit kleinen szenischen Aktionen und knappen Gesten illustrierten, wie sich der Krieg immer mehr in den Alltag gräbt. Ein Seil wurde durch den Raum gezogen, es wurden Fotos gemacht, Laserpointer suchten nach Zielen für Scharfschützen, ein Spielzeugpanzer fuhr über die Füße der Zuschauer und einmal gab es die eindrucksvolle Filmprojektion eines Flugs über eine zerstörte Wüstenstadt: „Die Stadt gleicht dem Skelett eines Elefanten in der Wüste“. Ein sehr verstörendes Bild.





DONNERSTAG

Willkommen in Jerusalem

Nach einer Führung durch die Sonderausstellung "Welcome to Jerusalem" sprachen wir mit Christiane Birkert, der Leiterin der Abteilung Besucherforschung. Mit einer eigenen Besucherforschungsabteilung ist das Jüdische Museum in diesem Bereich Vorreiter. Begonnen hatte alles mit einer Initiativbewerbung von Frau Birkert am Jüdischen Museum, die zunächst - ein Jahr vor Eröffnung der eigenständigen Dauerausstellung im Liebeskind-Neubau - als Volontärin eingestellt wurde, bis eine eigene Stelle für sie geschaffen wurde. Ihre Aufgaben liegen im Bereich der Besucher_innenstrukturanalyse, des Besuchsverhaltens, der Besucher_innen-Statistik sowie der Nicht-Besucher_innen-Befragungen. Dafür werden unter anderem Kassen- und Führungsbuchungsdaten ausgewertet. Die genannten Bereiche sind in der quantitativen Kulturpublikumsforschung die in Deutschland am gängigsten Methoden.

Als Besonderheit wird zudem ein Monitoring, also durchgängig laufende Datenerhebungen und -auswertungen, durchgeführt, welches eine Überprüfung in Echtzeit gewährleistet. Um die gewonnenen Erkenntnisse in die Ausstellungskonzeption miteinfließen zu lassen und neue Ideen und Ausstellungsformate zu testen, werden außerdem prozessbegleitende Studien durchgeführt. Die Forschung unterstützt somit alle Phasen der Ausstellung: von der Idee, über die Konzeption, hin zur Umsetzung und dem Ausstellungsprogramm. Somit kann Mängeln noch in den ersten Ausstellungswochen entgegengewirkt werden. Die Aufgaben der Abteilung Besucherforschung umfassen dabei laut Birkert jedoch nur zu 30 Prozent die Erhebung und Auswertung der Daten. Den größeren Anteil von 70 Prozent nehmen es ein, aus den gewonnenen Ergebnissen Maßnahmen für die künftige Programmentwicklung abzuleiten. Die Abteilung umfasst insgesamt 2 festangestellte Mitarbeiterinnen

sowie die für Erhebungen und Dateneingabe notwendigen vier Honorarkräfte, die durch studentische Hilfskräfte besetzt werden. Beispiele für Studien des Jüdischen Museums waren zum einen eine Evaluation der Medienstationen im Museum, bei der 405 Besucher_innen per schriftlichem Fragebogen mit geschlossenen und offenen Fragen befragt wurden. Hierbei stellte sich heraus, dass die wenigsten Besucher_innen alle Medienstationen und partizipativen Angebote wirklich nutzen. Eine weitere Studie zur Besucher_innenstruktur ergab, dass mit 5 bis 6 Prozent der Anteil der Familien im Museum sehr gering ist, verglichen mit anderen Berliner Museen. Daraus wurde die Maßnahme abgeleitet, ein eigenes Kindermuseum zum Thema Arche Noah zu eröffnen, an dessen Konzeption die Abteilung Besucherforschung maßgeblich beteiligt war, beispielsweise indem sie Kinder selbst zu Wort kommen ließ, um deren eigene Ideen für die Museumskonzeption nutzbar zu machen.



Ein Tunnel unter dem Eisernen Vorhang

Eines der mitreißendsten Gespräche der Exkursion war sicherlich das Zeitzeugengespräch mit Herrn Neumann, welcher am 21. Dezember 1961 nach West-Berlin floh, Familie, Freunde und seine Freundin zurückließ und anschließend als Fluchthelfer an Tunnelgrabungen unter dem Grenzverlauf beteiligt war.

Er berichtete uns zunächst davon, dass der Mauerbau ein Schock war, selbst wenn man damit hätte rechnen können. Als die ersten Straßen gesperrt und die ersten Teile der Mauer im August '61 gebaut wurden, war Herr Neumann zum Zelten an der Ostsee. Ein Freund, der leidenschaftlicher Radiohörer war, weckte Neumann frühmorgens, um ihm und anderen Freunden von den Neuigkeiten aus Berlin zu berichten. Sei-

ne Reaktion darauf beschrieb Neumann in unserem Gespräch rückblickend als naiv: Erst einmal sollten sie Urlaub machen, danach würden sie dann weiter sehen.

Andere fuhren aber bereits jetzt nach West-Berlin. Dies waren vor allem Leute, deren Eltern sogenannte „Grenzgänger“ waren, also Pendler, die in Ost-Berlin lebten, aber in West-Berlin arbeiteten.

Zurück vom Urlaub, wollten sich die Freunde erst einmal die Grenze anschauen und wurden sofort von den Polizisten vor Ort abgewiesen, die für die Überwachung der abgesperrten Straßen zuständig waren, welche in den Westen führten. Diese Erfahrung, sich in Berlin nicht mehr frei bewegen zu können, führte unter anderem zu dem Entschluss, das Land verlassen zu wollen.

Zudem kam es zu beunruhigenden Ereignissen an Neumanns Universität: Er sollte zur Fortsetzung seines Studiums

ein Dokument unterschreiben, welches zwei Bedingungen enthielt: den Verzicht auf die freie Arbeitsplatzwahl und die Bereitschaft das Land jederzeit mit der Waffe zu verteidigen.

Das unangenehme Gefühl, in der DDR gefangen zu sein, verfestigte sich immer mehr in ihm. Allerdings war die Flucht keine besonders erfolgversprechende Alternative. Bereits 10 Tage nach dem Mauerbau war von der politischen Führung der Schießbefehl erteilt worden – eine Entscheidung, die bis zum Mauerfall im Jahr 1989 ca. 140 Menschen das Leben kosten sollten.

Das illegale Verlassen der DDR galt als Straftat und jede(r) der/die für sich beschlossen hatte zu fliehen, musste dafür in Kauf nehmen, die eigenen Eltern, Freunde und Bekannte und gegebenenfalls den Partner/ die Partnerin nicht wieder zu sehen. Obwohl Neumann die Entscheidung zur Flucht unter solchen Bedingungen enorm schwer



gefallen war, stand sie zu diesem Zeitpunkt bereits fest.

Gerade sprach sich unter vorgehaltener Hand herum, dass Studenten aus West-Berlin Pässe fälschten. Sie hatten Ausweise von ausländischen Studierenden aus ihrem Bekannten- oder Freundeskreis gesammelt, die jeweils nach einer geglückten Flucht wieder an sie zurückgegeben werden mussten.

Auch Neumann hatte einen Pass erhalten, allerdings den eines Schweizers mit blondem Haar (Neumann selbst hatte sehr dunkle Haare). Es dauerte, seine Haare blond zu bekommen, auch konnte er keinen Schweizer Dialekt sprechen. Aber letzten Endes schaffte er es nach einer nervenzerreißenden Situation mit einem gesprächigen Grenzer als blonder Schweizer durch die Kontrolle

zu kommen. Er landete in einem „von Spitzeln verseuchten“ Notaufnahmelager, in welchem sich sämtliche Geheimdienste aus den USA, Großbritannien und Frankreich aufhielten und jeden Neuankömmling über die DDR aushorchten.

Nachdem seine Cousine ihn hier in West-Berlin identifiziert hatte, erhielt Neumann seine neuen Papiere und arbeitete – während der Fortsetzung seines Studiums an der TU Berlin – schon im April 1962 am sogenannten „Tunnel 29“ mit. Begleitet von Behinderungen der Arbeit wie einlaufendem Grundwasser oder dem Verrat von Tunneln, folgten auf den „Tunnel 29“ noch vier weitere Grabungen, von denen der sogenannte „Tunnel 57“ der erfolgreichste war. Durch ihn ge-

langten insgesamt 57 Personen – darunter Neumanns Freundin – nach West-Berlin in die Freiheit.





Das geschriebene Wort

An der Eberswalder Straße machten wir uns auf die Suche nach der letzten Begegnungsstätte für den Tag. Im Innenhof der Kulturbrauerei, umgeben von den historischen Backsteingebäuden der ehemaligen Schultheiss-Brauerei, wurden wir nach einer Weile fündig. Verborgen hinter einem Berg von Leihfahrrädern wies ein schlichtes, schwarz-weißes Banner auf das „Haus für Poesie“ hin. Dort erwartete uns ein Doppeldate. Sowohl Dr. Christiane Lange und Karla Montasser vom „Haus für Poesie“ als auch Birgit Reuß vom „Börsenverein des deutschen Buchhandels“ wollten uns Rede und Antwort stehen zu allem, was sich um das geschriebene Wort drehte.

Mit dieser Vermutung saßen wir jedoch bereits einem Irrglauben auf. Denn das „Haus für Poesie“ legt neben der Verschriftlichung besonderen Wert auf den Vortrag der Lyrik. Die gesprochene Rhythmik und die Bewegung (es hieße schließlich Versfuß!) sei ein unverzichtbarer Teil für eine tiefgreifende Rezeption von Poesie und müsse dementsprechend ebenfalls gefördert werden. Doch mit diesem Förderungsgedanken steht das „Haus für Poesie“ in Deutschland noch allein auf weiter Flur. Es ist die einzige staatlich geförderte Einrichtung seiner Art. Aus dieser Sonderstellung ergibt sich auch die Rolle des

Hauses in der Interessensvertretung der Poeten. Auch wenn man im „Haus der Poesie“ froh ist, dass die Lyrik bislang weder von Sponsoren noch der Politik korrumpiert wurde, da sowieso niemand bereit sei, sie zu bezahlen, möchte man mit der Gründung des „Netzwerk Lyrik“ im Jahr 2018 erstmals politische Hebel in Bewegung setzen, um die finanzielle Stellung von Dichtern zu verbessern.

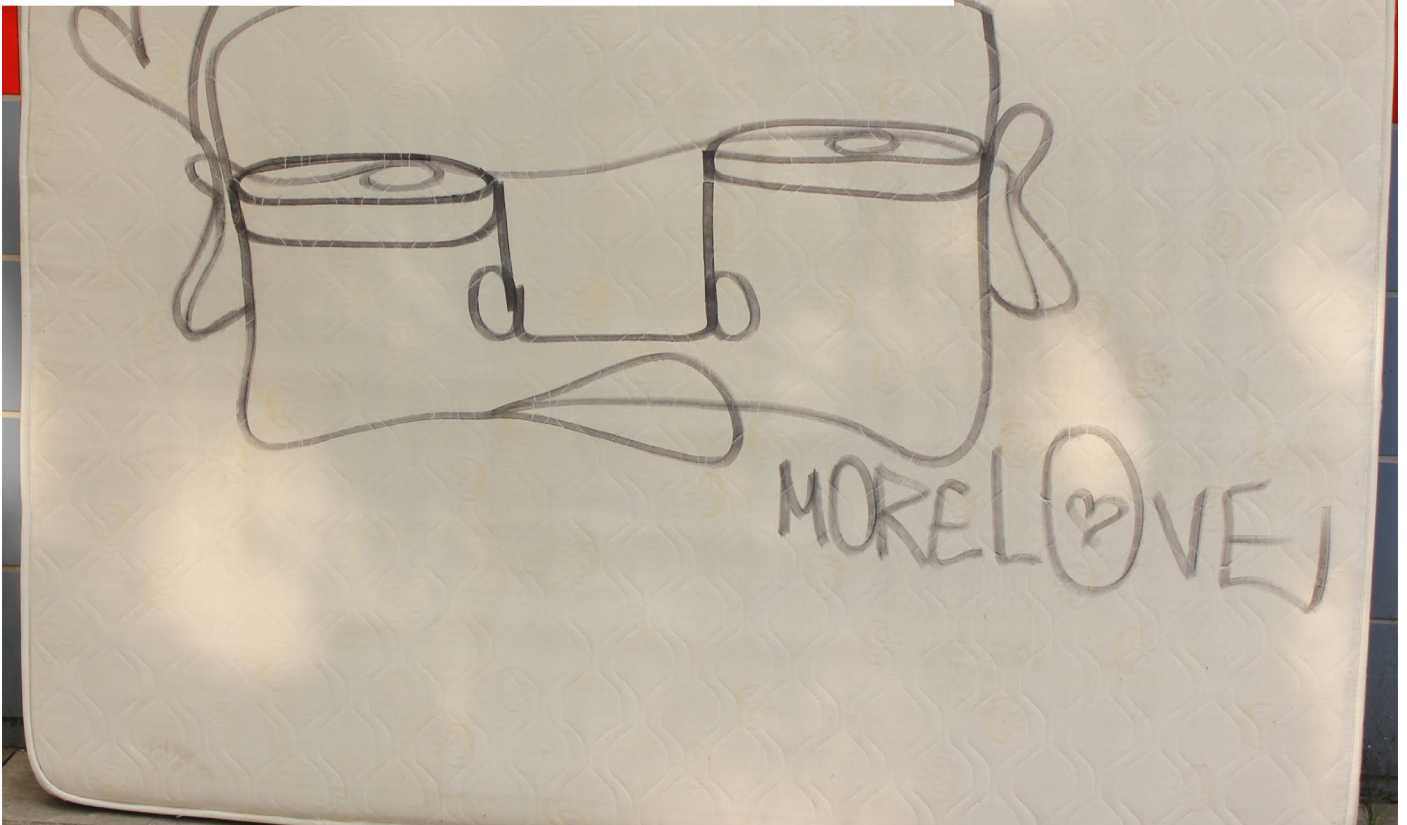
Und dafür ist Berlin der perfekte Ort. Hier ist nämlich nicht nur „die Dichte der Dichter am dichtesten“, sondern auch der Zugang zur Politik am einfachsten. Aufgrund der räumlichen Nähe zu allen wichtigen bundespolitischen Entscheidungsträgern befindet sich auch ein Büro des „Börsenvereins des deutschen Buchhandels“ in der Hauptstadt. Das Büro unter der Leitung von Birgit Reuß dient der nachhaltigen Lobbyarbeit im Sinne aller Handelssparten des Buchmarkts.

Und diese scheint in Anbetracht der jüngsten Erhebungen bitter nötig zu sein. Laut einer vom Börsenverein in Auftrag gegebenen Studie sieht sich der Buchhandel im Zeitraum von 2012-2016 mit dem Verlust von rund 6,5 Millionen Lesern konfrontiert. Hinzu kommen dauerhafte Spannungsfelder wie die Rechtsprechung im Bereich des Urheberrechts, der Buchpreisbindung sowie der Mehrwertsteuererhebung, was dauerhafte Kontaktarbeit, die



Veröffentlichung von Stellungnahmen sowie die Teilnahme an Anhörungen nötig macht.

Einer der Lösungsansätze für den Leserschwund könnte laut Börsenverein zusätzliche Investition in die kulturelle Bildung sein. Auch das „Haus für Poesie“ setzt auf diese Karte. Seit Beginn des Jahres 2018 hat Frau Montasser die Stelle für kulturelle bzw. poetische Bildung inne. Zum Abschluss des Gesprächs kamen auch wir in den Genuss ihrer Arbeit. Die Dichtkunst des Isländers Eiríkur Örn Norðdahl eröffnete uns eine neue Seite der Lyrik, die uns nachhaltig in Erinnerung geblieben ist. Mit den eigentümlichen Klängen seines „Kreppusonnattan“ (<https://www.lyrikline.org/de/gedichte/formali-kreppusonnattan-7177>) im Ohr verließen wir die Kulturbrauerei und machten uns auf in die letzte Nacht unserer Exkursion.





FREITAG



Wände zum Ende

Nachdem wir unter kompetenter Führung durch Kreuzberg gewandelt und ehemals besetzte Häuser oder zumindest deren Fassaden bestaunt hatten, wartete ein Highlight der besonderen Art auf uns.

Die in Kreuzberg gewonnene Expertise in der Fassadenbeobachtung sollte uns nämlich noch zu Gute kommen. Mit der U-Bahn machten wir uns auf zum Nollendorfplatz. Dort angekommen begrüßte uns eine drei-etagen-große Justitia mit strengem Blick und zwei Vögeln in ihrer Waagschale.

Das Urban Nation öffnete seine Pforten für uns. Das Museum ist das erste weltweit, das sich ausschließlich der Street Art und ihren Künstlern widmet. Dabei gilt die generelle Regel alles ist erlaubt, wenn es nur flüchtig ist. Um dem gerecht zu werden will auch das Museum in ständigem Wandel bleiben, deshalb werden die flexibel gestaltbaren Fassadenwände in regelmäßigen Abständen immer wieder ausgetauscht oder neu bemalt. Das Museum sieht seine Aufgaben allerdings nicht nur in institutionellen Bereich, sondern engagiert sich auch mit dem Projekt „One Wall“ im öffentlichen Raum. Bei diesem Pro-

jekt werden Hauswände in unmittelbarer Nachbarschaft zum Street Art Museum Künstlern zum Bemalen zur Verfügung gestellt. So versucht das Museum dem Charakter der Street Art gerecht zu werden. Finanziert werden die Arbeit des Museums und die Outdoor Projekte zum größten Teil über die Stiftung Berliner Leben, die zur Förderung des Street Art Museums gegründet wurde. Über die Förderwürdigkeit von Street Art und deren künstlerischen Wert konnten wir uns während der Führung und dem anschließenden Spaziergang durch das „One Wall“ Projekt eigenständig überzeugen.





Impressum

Fotos

Carmen Fahlbusch

Autoren

Denny Bakirtzis
Carmen Fahlbusch
Franziska Groß
Marie-Lena Olma
Max Schmiel
Berta Weidental

Layout

Max Schmiel

Vielen Dank!

An dieser Stelle möchten wir uns bei all unseren Gesprächspartner_innen bedanken, die diese Exkursion zu einer unvergesslichen und bereichernden Erfahrung gemacht haben. Ein besonderer Dank gilt Dr. Christiane Dätsch und Anna Stegmann, M.A., deren Vorbereitungen in einem tollen Programm und einem reibungslosen Ablauf (abgesehen von bereits erwarteten Komplikationen bei der Anreise mit der Deutschen Bahn) resultierten.

Institut für Kulturmanagement
Pädagogische Hochschule Ludwigsburg
Reuteallee 46
71634 Ludwigsburg